



Vera King,
Benigna Gerisch (Hg.)

ZEITGEWINN UND SELBSTVERLUST

Folgen und Grenzen der Beschleunigung

campus

Inhalt

Zeitgewinn und Selbstverlust <i>Vera King und Benigna Gerisch</i>	7
--	---

Zeitkulturen

Jedes Ding hat keine Zeit? Flexible Menschen in rasenden Verhältnissen <i>Hartmut Rosa</i>	21
--	----

Umkämpfte Zeit – Folgen der Beschleunigung in Generationenbeziehungen <i>Vera King</i>	40
--	----

Full Speed – Slow Down: Ambivalenzen der Moderne <i>Hartmut Böhme</i>	63
--	----

Entgrenzte Arbeit – Entgrenzte Subjekte

Dringlichkeit und Selbstverlust in der Hypermoderne <i>Nicole Aubert</i>	87
---	----

»... Und ich war der Fehler« – Über den Zusammenhang von Simultaneität, Entgrenzung und Sucht <i>Christine Morgenroth</i>	101
--	-----

Psyche, Soma, Endlichkeit

Körper-Zeiten: Zur Hochkonjunktur des Körpers als Folge
der Beschleunigung

Benigna Gerisch 123

Fiktionen der Unsterblichkeit –
Soziologische und psychoanalytische Perspektiven

Christa Rohde-Dachser 144

Bildung und Identitätsbildung in knapper Zeit

Bildung und Zeit: Über Zeitdispositive und Lebenszeitregime

Andreas Dörpinghaus 167

Zur Zeitstruktur biographischer Bildungsprozesse

Hans-Christoph Koller 183

Das Problem der Identität in der Spätmoderne –
Psychoanalytische Perspektiven

Werner Bohleber 202

Beschleunigtes Aufwachsen

Kindheit zwischen Zukunftserwartungen und Leben
in der Gegenwart

Helga Zeiber 223

Widersprüchliche Zeiten: Beschleunigung und Verlangsamung in
Biographien junger Frauen und Männer

Carmen Leccardi 242

Autorinnen und Autoren 261

Jedes Ding hat keine Zeit? Flexible Menschen in rasenden Verhältnissen

Hartmut Rosa

1. Drei Ebenen der Zeit

»Jedes Ding hat seine Zeit«: So steht es schon in der Bibel, in Prediger 3. Genauer heißt es da:

»Jegliches Ding hat seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel seine Stunde. Das Geborenwerden hat seine Zeit und ebenso das Sterben; das Pflanzen hat seine Zeit und ebenso das Ausraufen des Gepflanzten; das Zerstören hat seine Zeit und ebenso das Heilen; das Einreißen hat seine Zeit und ebenso das Aufbauen; das Weinen hat seine Zeit und ebenso das Lachen; das Trauern hat seine Zeit und ebenso das Tanzen; das Hinwerfen von Steinen hat seine Zeit und ebenso das Sammeln von Steinen; das Liebkosen hat seine Zeit und ebenso das Meiden der Liebkosung; das Suchen hat seine Zeit und ebenso das Verlieren; das Aufbewahren hat seine Zeit und ebenso das Wegwerfen; das Zerreißen hat seine Zeit und ebenso das Zusammennähen; das Schweigen hat seine Zeit und ebenso das Reden; das Lieben hat seine Zeit und ebenso das Hassen; der Krieg hat seine Zeit und ebenso der Friede.«

Unabhängig von allen religiösen oder gar theologischen Fragen, um die es hier nicht gehen soll, lassen sich in diesem Textauszug beziehungsweise an den genannten Tätigkeiten und Verrichtungen drei Zeitebenen identifizieren, die zusammengenommen »unsere Zeit«, die Zeit des Menschen, bestimmen: Zunächst finden wir *alltagszeitliche* Tätigkeiten: Pflanzen und ernten, suchen und finden, zerreißen und zusammennähen etc. Aus solchen und vielen anderen Handlungsepisoden setzt sich der Alltag handelnder Akteure zusammen, und wenn diese über »ihre Zeit« (oder ihre knappe Zeit) reflektieren, so beziehen sie sich etwa auf Arbeits- und Öffnungszeiten, auf Fristen und Deadlines, auf Termine und Fahrpläne, die es einzuhalten bzw. zu synchronisieren gilt. Daneben befinden sich jedoch Vorgänge, die nicht alltägliche Routinen beschreiben, sondern eine *lebenszeitliche Perspektive* erfordern: »Unsere Zeit« (als handelnde Akteure) ist auch die Zeit zwischen Geborenwerden und Sterben, und wer auf »seine Zeit« re-

flektiert, kann damit auch aus der Alltagszeitperspektive heraustreten und sich auf sein Leben als Ganzes beziehen, in dem es etwa eine Zeit des Wachsens und eine des Schwindens der Kräfte gibt, sowie eine Zeit der Liebe und des Gebärens, aber vielleicht auch eine Phase der Einsamkeit etc. Die Lebenszeit in diesem Sinne ist nicht durch repetitive Routinen, sondern durch das einmalige Durchlaufen einer »Lebenslinie« oder, je nach historisch-kulturellem Zeitregime, des Lebenskreises gekennzeichnet. In diesem Sinne reden Subjekte etwa von ihrer Kindheit, ihrer Jugendzeit, ihrer Militär- oder Studienzeit als Lebensabschnitten. In Krisenzeiten, wenn die Routinen des Alltags in Frage stehen, erinnern sie sich dieser Abschnitte und hinterfragen ihre Bedeutung. Abgesehen davon denken Subjekte insbesondere in biographischen Übergangsphasen, also zum Beispiel nach der Schule oder am Ende der Berufstätigkeit, über ihre Lebenszeit nach, weil hier die Routinen der Alltagszeit vorübergehend aussetzen, und die Frage entsteht, wie die verbleibende Lebenszeit zu gestalten sei.

Wenn in dem Text indessen auch von Zeiten des Krieges und des Friedens die Rede ist, so sind damit weder lebens- noch alltagszeitliche, sondern epochenspezifische Vorgänge gemeint: »Unsere Zeit« ist in diesem Sinne auch unsere historische Zeit, die durch je epochenspezifische Merkmale (etwa als kriegerische oder friedliebende) gekennzeichnet ist. In diesem Sinne reden Subjekte etwa davon, dass in »unserer (heutigen) Zeit« im frühen 21. Jahrhundert mag das etwa heißen: der Zeit der *Klimaängste*, der *Terrorgefahr* oder der *Globalisierung*, des *digitalen Fernsehens* und der *Handy-kommunikation* diese oder jene Auffassung oder Verhaltensweise nicht mehr angemessen oder praktikabel sei, während andere unerlässlich erscheinen, die es zuvor (etwa »zu Goethes Zeit«) nicht waren.

Subjekte sind in ihrer (biographischen) Lebensführung nun stets dazu gezwungen, diese drei unterschiedlichen Zeitperspektiven und -horizonte in ihren Zeitpraktiken miteinander zu vereinbaren und zu harmonisieren (vgl. Alheit 1988; Giddens 1987: 144ff.). Sie müssen in der Lage sein, ihr Alltagshandeln im Lichte ihrer lebenszeitlichen Perspektive zu verorten und zu deuten und positiv auf ihre historische Zeit zu beziehen. Wo dies gelingt, so könnte man etwas pathetisch formulieren, gelingt Leben; wo es den Subjekten misslingt – weil ihre täglichen Routinen sich nicht in Bezug zu dem setzen lassen, was sie »in ihrem Leben« und »aus ihrem Leben« machen wollten, oder weil sie (oder jene Lebenspläne) nicht den Anforderungen und Geboten »ihrer (gesellschaftlichen) Zeit« entsprechen – droht ihnen eine Zeitkrise im Sinne einer biographischen (Orientierungs-)Krise:

Sie fühlen sich, wie Peter Alheit (ebd.) zu zeigen versucht, ihrem Alltag, ihrem Leben und/oder ihrem Zeitalter entfremdet.

Genereller formuliert bedeutet dies, dass die Allokation von Zeitressourcen stets von Erwägungen bezüglich aller drei Ebenen abhängt: Wie viel Zeit jemand mit Berufsarbeit, Familie, Freizeitaktivitäten und Körperpflege verbringt, hängt von seinen Alltagsroutinen, von seiner Lebensperspektive und von seiner Einschätzung des »Zeitgemäßen« bzw. der Erfordernisse der Zeit und der Zukunft ab. Anhaltende Divergenzen in den Perspektiven zwingen dabei zu Anpassungsstrategien: Entweder wird die Alltagspraxis geändert oder das langfristige Lebensziel neu definiert. Die Möglichkeit einer strategischen Veränderung der Zeitmuster und -perspektiven der je eigenen Epoche tritt dabei nur in Ausnahmesituationen ins Bewusstsein von Akteuren. Alle drei Ebenen haben dabei, zum Ersten, ihre eigenen zeitlichen Muster (Rhythmen, Sequenzen, Geschwindigkeiten, Synchronisationserfordernisse) und Perspektiven, das heißt ihnen eigene Vorstellungen oder Horizonte von Vergangenen, Gegenwärtigem und Zukünftigen und von deren Relevanz für das jeweilige Handeln. Und sie sind, zum Zweiten, in hohem Maße sozialstrukturell bestimmt. Rhythmus, Geschwindigkeit, Dauer und Sequenz unserer Aktivitäten und Praktiken werden so gut wie nie von uns als individuellen Akteuren bestimmt, sondern sind fast immer in den kollektiven Zeitmustern und Synchronisationserfordernissen der Gesellschaft vorgezeichnet, etwa in Öffnungszeiten, Fahr- und Stundenplänen, institutionellen Rhythmen, zeitregulierenden Verträgen oder Fristen (vgl. Garhammer 1999: 28ff.).

Die Verknüpfung der drei Zeitebenen in der Perspektive der Akteure folgt dabei stets narrativen Mustern. Es sind kulturelle und individuelle Narrationen, in denen Alltagszeit, biographische Zeit und historische Zeit zueinander in Beziehung gesetzt und wechselseitig kritisiert und gerechtfertigt werden. In solchen narrativen Entwürfen wird zugleich die Gewichtung und Bedeutung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und damit auch die Relevanz und Gewichtung von Tradition und Wandel bestimmt. Jede Gegenwart erscheint darin als aus einer Vergangenheit begründet und auf eine Zukunft bezogen. Durch das narrative In-Beziehung-Setzen von Alltag, Lebens- und Weltgeschichte werden die kulturellen und institutionellen Formen des Wandels und der Beharrung legitimiert und gegebenenfalls kritisiert, wobei sich die Balance zwischen dynamischen und stabilisierenden Kräften, zwischen *Bewegung* und *Beharrung* historisch natürlich wandelt.

reiten« des Alltags und des Lebens entwickelt haben. Wenn sich eine Gelegenheit bietet, wenn sich eine überraschende Chance oder Änderung ergibt, sind sie bereit, ihre bestehenden (Alltags- oder Lebens-)Pläne über den Haufen zu werfen und »zu springen«.⁴

Und die Geschichtserfahrung? Kehren wir zurück zu dem oben gewählten Beispiel. Die dominante Perspektive auf Folter und Piraterie einerseits, Demokratie und Sozialstaat andererseits hat sich gravierend gewandelt. Inzwischen wird auch in den entwickeltsten westlichen Staaten darüber diskutiert, ob und wann Folter zulässig sein könnte, und die Piraterie feiert (zumindest medial) ein derart furioses Comeback, dass beide – Folter und Piraterie – nicht länger als Phänomene der Vergangenheit betrachtet werden können. Sie scheinen entweder »zeitlos präsent« oder aber sogar wegweisend für eine neue (wenig verlockende) Zukunft. Umgekehrt gilt vielen der Sozialstaat alter Prägung als überholt und reformbedürftig, während durch die Erfolge der als schnell, handlungsfähig und effizient erscheinenden (semi-)autoritären Regime in Russland und Südostasien und durch die politischen Krisen demokratischer Staaten die Überlegenheit und Zukunftsfähigkeit der Demokratie von Neuem und so massiv in Frage gestellt wird, dass Bücher über die »Postdemokratie« zu Verkaufsschlagern werden. Das soll keineswegs heißen, dass nun in einer einfachen Verkehrrung *Sozialstaat* und *Demokratie* für die Vergangenheit, *Piraterie* und *Folter* aber für die Zukunft stünden. Was hier vielmehr zum Ausdruck kommt, ist die Verwirrung und Unsicherheit über erwartbare Sequenzmuster. Alle vier Phänomene treten ohne zeitliche Struktur nebeneinander auf; wann und wo sie sich festigen oder verflüchtigen, lässt sich nicht mehr vorhersagen. Auch was die Sequenzierung anbelangt, lautet mithin also die Diagnose: *Jedes Ding hat keine Zeit*, weil einerseits vieles gleichzeitig präsent ist und andererseits Verlaufsmuster eher zufällig entstehen (Crouch 2008).

5. Präsenzzeit

Die dritte Bedeutung der Vorstellung, dass alle Dinge »ihre Zeit« haben, bezieht sich auf ihre jeweilige (individuelle oder kollektive) historische Aktualität, auf ihre »Gebrauchszeit« oder »Geltungsdauer«. So reden wir

4 Für entsprechende Belege und eine ausführliche Diskussion vgl. Rosa (2005: 362ff.).

manchmal davon, dass ein bestimmter Sport- oder Musikstar »seine Zeit« schon gehabt habe, das gilt aber auch für einen Modestil oder ein Automodell.

Bezogen auf den *Alltag* lässt sich dies leicht an Gebrauchsgegenständen illustrieren. Während die Schreibmaschine, der Rechenschieber oder das Telefon mit Wählscheibe »ihre Zeit« gewissermaßen *kollektiv* im 20. Jahrhundert hatten – sie ist inzwischen abgelaufen –, lässt sich das von je konkreten Gegenständen für den je spezifischen Alltag von Individuen sagen. Die Zeit meines roten Rollkragenpullis, meines Opel Kadett oder meiner blauen Kaffeetasse lässt sich jeweils recht genau definieren, sie ist inzwischen in allen drei Fällen abgelaufen. In lebenszeitlicher Perspektive lässt sich etwa meine *Gelsenkirchener Zeit*, *meine Zeit mit Elsa*, oder *meine Zeit bei den Methodisten* exakt bestimmen. Auch diese »Dinge« hatten ihre feste Zeit in meinem Leben. Schließlich sind *historische Epochen* oft durch die Präsenz bestimmter Institutionen, Personen oder auch Stile geprägt. Der Wohlfahrtsstaat, das Wirtschaftswunder, die 68er, der Stummfilm: Sie alle hatten »ihre Zeit« und »färbten« dabei den Charakter ihrer jeweiligen Epoche. Lässt sich auch in diesem Sinne eine Erosion der »Eigenzeit« beobachten? Ich meine Ja.

Moderne Gesellschaften stehen, wie schon bemerkt, unter andauerndem *Innovationsdruck*; sie sind durch eine progressive Steigerung der sozialen und technischen *Innovationsraten* gekennzeichnet (vgl. Lübke 1998). In der Spätmoderne, so meine ich, sind diese Innovationsraten in allen drei Zeithorizonten (Alltag, Leben, Epoche) so hoch geworden, dass die Dinge ihre Geltung verlieren, aus der Mode kommen oder verändert werden, bevor sie in Alltag, Leben oder Epoche »historisch« bzw. lebenspraktisch *anverwandelt* werden konnten. Ihnen bleibt daher keine Zeit mehr, Alltag, Leben oder Epoche zu prägen. Wo ließe sich solches beobachten? Man muss nicht erst die extrem kurze »Präsenzzeit« der neuen Medienstars bemühen, wie sie etwa bei »Deutschland sucht den Superstar« generiert werden. Was Karl Marx als Tendenz für die Produktionsmittel – insbesondere für die Maschinen – beobachtete, gilt heute für die Mehrzahl der hergestellten Produkte: Ihre Zeit ist abgelaufen, bevor sie physisch zerschlossen sind. Kaum jemand trägt heute seine Kleider noch, bis sie wirklich und irreparabel zerrissen sind, sie kommen vorher aus der Mode. Das gilt a fortiori für Computer, Handys, Fotokameras, Radiorecorder etc. Werden Konsumprodukte alltagsuntauglich, bevor sie jemals »richtig« zum Einsatz kamen, das heißt, werfen wir Kleider, Schuhe, Lebensmittel oder techni-

sche Geräte weg, ohne sie wirklich benutzt zu haben, lässt sich mit Fug und Recht sagen, dass ihre Zeit abgelaufen sei, bevor sie anfang: Sie hatten »ihre Zeit« nicht. Das mag in lebenszeitlicher Perspektive auch für Arbeitsstellen, Wohnorte oder Lebenspartnerschaften gelten, die aufgegeben wurden, bevor sie identitätsstiftend oder -prägend werden und damit *lebenszeitliche Bedeutung* gewinnen konnten. Und es gilt für soziale und politische Organisationen und Institutionen. In manchen gesellschaftlichen Feldern (etwa im Bereich der Jugendpflege, im Hochschulwesen oder auch im Bereich der permanenten Reorganisation von Konzernen) ändern sich Institutionen und Regelungen so schnell, dass sich keine Routinen mehr ausbilden können. Eindrucksvoll lässt sich dies derzeit bei dem Versuch beobachten, einerseits neue Studiengänge und andererseits neue Formen der elektronischen Hochschulverwaltung gleichzeitig einzuführen: Organisationsmuster und Praxisformen veralten und werden abgeschafft, ehe sie routinisiert werden können, »ihre Zeit« fällt vielfach einem »organisatorischen Kammerflimmern« zum Opfer.⁵

Ist indessen die Zeit von Stars, Produkten, Maschinen und Praxisformen zu kurz, um einen epochenprägenden Charakter dergestalt zu gewinnen, dass man sich bei ihrem Anblick auch kontextuell in eine bestimmte Zeit zurückversetzt fühlt, so taugen sie nicht einmal fürs Museum: Die *Schellackplatte* ist dort gut aufgehoben, die *Floppy-Disk* dagegen lässt sich kaum mehr musealisieren.

5 Ein besonders schönes Beispiel: In einer niedersächsischen Stadt wurde vor einigen Jahren eine neue Form des Dualen Abfallbeseitigungssystems eingeführt. Die Bürger wurden gebeten, ihren Müll dreifach zu sortieren. Eine Privatschule ließ sich daraufhin von einer Firma neue Mülleimer mit roten, grünen und blauen Dächern bauen und entwarf ein ausgeklügeltes System, eine Art Müll-Lehrplan, um den Schülern die Bedeutung und die richtige Praxis zu vermitteln. Just als Mülleimer geliefert und Lehrplan institutionalisiert waren, änderte die Stadt ihr Müllkonzept schon wieder. Die Schule sollte nun allen Müll in einen Zentralbehälter werfen. Die Zeit der Mülleimer und des Lehrplans war mithin schon bei der Einführung abgelaufen: Organisatorisches Kammerflimmern.